Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin

Herausgeber: Verein Saiten

Band: 7 (2000)

Heft: 80

Artikel: Der "St. Galler Weg" : die Stiftung Suchthilfe St. Gallen feiert ihr zehnjähriges Jubiläum

Autor: Riklin, Adrian

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-885449

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DER «ST.GALLER WEG»

Die Stiftung Suchthilfe St.Gallen feiert ihr zehnjähriges Jubiläum

Die Chronik der Stiftung Suchthilfe spiegelt die städtische Drogenpolitik seit den späten 80er Jahren. Ging es anfangs um Schadensverminderung, so entwickelt sich die Zielrichtung heute in Richtung soziale Reintegration. Um die Situation von Drogenabhängigen weiterhin zu verbessern und auch anderen Suchtformen wirksam begegnen zu können, benötigt es Flexibilität und weitere Schritte zur Entideologisierung.

von Adrian Riklin

Hundert Jahre sind vergangen, seit es dem Chemiker Dr. Felix Hoffmann in Zusammenarbeit mit der Firma Bayer gelungen ist, Morphium zu synthetisieren und ein Mittel zu produzieren, das Morphinabhängige von ihrer Sucht befreien sollte, schliesslich aber selbst zu einem Suchtmittel höchsten Ausmasses avancierte: Heroin. (Die historische Entwicklung des Opiumhandels lesen Sie in den ersten beiden Texten in dieser Ausgabe).

In den 70er Jahren, nachdem die sogenannten Hippiedrogen (Cannabis, LSD) an Bedeutung verloren hatten, erhielt Heroin eine neue Dimension und wurde zur begehrten «Jugenddroge». Der Konsum begann sich zu dieser Zeit von der Mittelschichtjugend auch auf proletarische Jugendliche zu verlagern.

Stärker ins Bewusstsein geriet das Heroinproblem mit der Bildung von offenen Szenen in den 80er Jahren. Berühmtestes Beispiel: der Platzspitz in Zürich. Als die Auswirkungen der Übertragung des HIV-Virus durch gebrauchte Spritzen sichtbar wurden, rückte das Drogenproblem noch heftiger ins öffentliche Bewusstein. 1989 stellte in der Geschichte der st.gallischen Drogenpolitik einen Wendepunkt dar. Jetzt ging es darum, möglichst schnell die Abgabe von sauberen sowie die Entsorgung der gebrauchten Spritzen sicherzustellen. Da die bestehenden Strukturen überfordert waren, wurde 1990 die Stiftung «Hilfe für Drogenabhängige» gegründet. Träger waren Stadt und Kanton, die städtischen Kirchgemeinden und die Pro Juventute St.Gallen. Es fehlte an überlebenswichtigen Einrichtungen – so ein Aufenthaltsort für die Abhängigen, ein Bedürfnis, dem in einer Liegenschaft am Unterer Graben 55 («Bienehüsli») entsprochen wurde, wo ein kleines Team saubere Spritzen verteilte, Wunden pflegte und Essen abgab.

Doch das Bienehüsli wurde auch zum Treffpunkt für Konsum und Handel, die Zahl (vor allem auswärtiger) Drogenabhängiger nahm zu, das Injektionsverbot konnte nur mit Mühe durchgesetzt werden. So wurde 1990 der Versuch mit einem Fixerraum gestartet, in dem die Abhängigen ihren Stoff unter anständigen Bedingungen spritzen konnten. Obwohl sich ihre Situation dadurch etwas stabilisiert hatte und die Regeln weitgehend eingehalten wurden: Ohne rechtliche Grundlage war der Fixerraum nicht haltbar. Der Gemeinderat sprach deshalb auf Antrag des Stadtrates und der Stiftung 1990 einen Kredit, mit dem Tagesstruktur und Fixerraum weitergeführt werden sollten. Dagegen wurde das Referendum ergriffen, worauf sich die Mehrheit der Stimmenden gegen die Weiterführung aussprach. Die städtische Drogenpolitik musste neu aufgebaut werden, die Lage der Abhängigen wurde immer prekärer.

OFFENE SZENE SCHELLENACKER

Die Verlegung der dadurch entstandenen offenen Szene vom Waaghaus auf den Schellenacker entzog die Problematik dem Blick der Bevölkerung – an der Unverantwortbarkeit des Zustandes änderte sie nichts. Erst mit der Einführung einer medizinisch-sozialen Hilfsstelle (MSH 1), die sich an Drogenabhängige richtete, die nur mit niederschwelligen Angeboten (Überlebenshilfe) zu erreichen waren, konnte die Stiftung auf die Notsituation eingehen. Die Betriebe Gassenarbeit und Drogenberatung (heute Suchtfachstelle) wurden in die Stiftung integriert, und als Nothilfeprojekt konnte in einem Haus an der St.Leonhardstrasse Anfang 1993 in der dazu eingerichteten medizinisch-sozialen Hilfsstelle 2 (MSH 2) eine niederschwellige Methadon-Abgabe realisiert werden, die sich an Opiatabhängige richtete, bei denen bereits eine gewisse Kooperation vorausgesetzt werden konnte.

Befanden sich die meisten Abhängigen bislang rund um die Uhr in einem Beschaffungsstress, so ermöglichte Methadon zumindest einem Teil einen gewissen Gestaltungsspielraum.

Auf dem Schellenacker konnten täglich rund 2000 saubere Spritzen verteilt werden. Die Schliessung im Herbst 1993 und die damit verbundene Repression führten zu einer trügerischen Beruhigung. Trügerisch deshalb, weil dadurch verdeckte Szenen entstanden – und damit auch ein erschwerter Zugang zu sauberen Spritzen. Die Verhinderung von HIV- und anderen Ansteckungen konnte vorübergehend nicht mehr wahrgenommen werden, zumal das Spritzen-Holprinzip der MSH 1 zu wenig griff. Die Gefahr von Ansteckungen nahm erneut zu, weshalb man wieder zu einem begrenzten Bringprinzip überging. Verbessert wurde die Spritzenversorgung erst mit der Installation von zwei Spritzenautomaten (mittlerweile sind sechs Spritzenautomaten in Betrieb; seit 1995 versorgt überdies das Team des «Blauen Engels» die Abhängigen mit sterilen Spritzen, überwacht deren Gesundheitszustand und koordiniert die Spritzenentsorgung).

HEROINGESTÜTZTE BEHANDLUNG

1992 verabschiedete der Bundesrat eine Verordnung über die «Förderung der wissenschaftlichen Begleitforschung zur Drogenprävention und Verbesserung der Lebensbedingungen von Drogenabhängigen», welche die rechtliche Basis des Projekts zur ärztlichen Verschreibung von Betäubungsmitteln bildete. Auf dieser Grundlage sind zwischen 1994 und 1996 in 15 Schweizer Städten wissenschaftliche Versuche mit schwer Opiatabhängigen durchgeführt worden. Im September 1995 startete auch die Stiftung Suchthilfe St.Gallen in der MSH 1 ein solches Projekt mit 40 Plätzen. Im gleichen Jahr wurde mit Jürg Niggli erstmals ein vollamtlicher Geschäftsführer angestellt.

Am 2. März 1997 befürwortete die städtische Bevölkerung weitere jährliche Beiträge zugunsten der methadongestützte Behandlung. Im September wurde auf eidgenössischer Ebene die Initiative «Jugend ohne Drogen» verworfen. Dies ermöglichten der Stiftung die Fortsetzung und Verbesserung ihrer Arbeit und bewirkte, dass sich Drogenpolitik seither nur noch marginal als Profilierungsinstrument für Rechtsaussenparteien eignet. 1997 richtete die Stiftung einen Psychiatrischen Dienst ein. Das Hauptziel der Arbeit wurde neu definiert: Hilfe für ein Leben in Würde, gezielte Unterstützung zur Reintegration. Dazu wurden in Zusammenarbeit mit einer St.Galler Firma auch Arbeitsprogramme gestartet.

Die im Juli 1997 veröffentlichten Resultate der Versuche zur ärztlichen Verschreibung von Heroin, Morphin und Methadon zeigten, dass die heroingestützte Behandlung für eine beschränkte Zielgruppe von Schwerabhängigen sinnvoll ist. Mit einem dringlichen Bundesbeschluss wurde die gesetzliche Grundlage für die Einführung der ärztlichen Verschreibung für schwer Drogenabhängige geschaffen. Die Ausführungsverordnung wurde bei einer Referendumsabstimmung am 13. Juni 1999 vom Volk bestätigt. So konnte die Stiftung Suchthilfe St.Gallen die kontrollierte Heroinverschreibung von 48 auf 75 Plätze ausbauen.

Dass eine noch grössere Ausweitung der ärztlichen Verschreibung von Betäubungsmitteln gesamtschweizerisch mittelfristig unrealistisch ist, hat mit der ideologischen Beurteilung des Stoffes zu tun. Die Tatsache, dass in St.Gallen ein Fixerraum weiterhin undenkbar ist (in Zürich, Basel, Bern und Luzern sind «Gassenzimmer» längst eine Selbstverständlichkeit), hängt mit der relativ konservativen Haltung von Stadt und Kanton St.Gallen zusammen. Dafür, so Jürg Niggli, Geschäftsleiter der Stiftung, «besteht ein breiter Konsens, aus dem heraus konkrete Hilfsangebote und Verbesserungen realisierbar wurden.» Aus pragmatischer Sicht, so Niggli, wäre ein Raum, in dem Heroinabhängige ihren Stoff in geschütztem Rahmen spritzen können, weiterhin notwendig. Umsomehr als die rund 90 Personen, die sich am Methadon-, und die 75, die sich am Heroinprogramm beteiligen, nur einen Teil der Opiatabhängigen bilden. Ein Gassenzimmer würde den Kontakt zu mehr Betroffenen ermöglichen. Doch die Abstimmungsniederlage aus dem Jahre 1990 sitzt der Stadt noch immer im Nacken.

WOHIN MIT DER GASSENKÜCHE?

1998 wurde der Sozialdienst für Alkoholprobleme in die Stiftung integriert. Die Drogenberatung wurde zur «Suchtfachstelle St.Gallen» ausgebaut, die auch substanzungebundene Suchtverhalten behandelt. Die Erweiterung des Suchtbegriffs, die sich in der Umbennung auf Stiftung Suchthilfe äusserte, hatte seine Gründe: zum einen die Parallelen in den sozialen Ursachen der Sucht, zum andern das Phänomen der Mehrfachabhängigkeit; und schliesslich die Erkenntnis, dass der Fokus nicht allein auf die Abhängigkeit, sondern auf die gesellschaftlichen und individuellen Hintergründe gerichtet werden sollte.

Derzeit erregt vor allem ein Betrieb der Stiftung die Gemüter: Die Gassenküche. Als Pilotprojekt in Form eines Baustellenwagens beim Waaghaus 1987 von Gassenarbeitern und Gassen-Jugendlichen aufgebaut (später an der Rosenbergstrasse), ist die Gassenküche seit 1996 in einer Wohnung an der Schreinerstrasse domiliziert. Nachdem dieses Haus einem Neubau der Raiffeisen zum Opfer fallen wird, muss ein neuer Standort gefunden werden. Die geplante Unterbringung im ehemaligen Hotel und heutigen Asylbewerberzentrum Walfisch an der Linsebühlstrasse stösst auf den Widerstand des Südost-Quartierver-

eins, der von ExponentInnen wie SP-Gemeinderätin und Quartiervereinspräsidentin Christina Fehr Dietsche oder Pfarrer Müller mitgetragen wird.

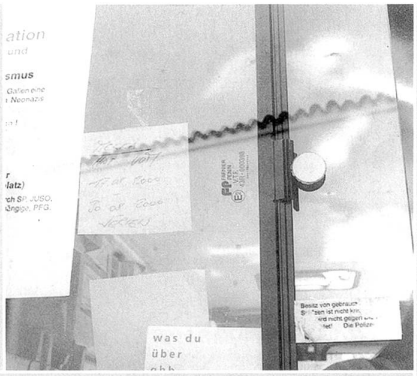
«Wir sind nicht gegen die Gassenküche als Institution», sagte Fehr Dietsche im September gegenüber dem «Tagblatt»; das Linsebühl sei angesichts vieler anderer Belastungen der falsche Ort dafür. Zwar hätten sich die ehemals rotbeleuchteten Gebiete zum Guten verändert. Heute leben viele Familien mit Kindern im Quartier. Daneben aber sei das Quartier immer noch belastet (hoher Ausländeranteil am Schulhaus Spelterini, Kriminalität, Sexshops etc.). Dafür, dass die Quartierbevölkerung Hintergrundinformationen zur Akzeptanz des Standortes benötigt, hat auch Jürg Niggli Verständnis. Umsomehr als die Gassenküche immer noch mit Vorurteilen belastet sei: «Wir haben an allen bisherigen Standorten bewiesen, dass man mit uns leben kann.» Der Vorstand des Quartiervereins hat inzwischen das Gespräch mit Stadtverwaltung und Stiftung aufgenommen. Mittlerweile hat sich eine IG «Linsebüel ohne Gassenküche» gebildet. Es soll eine Petition «Gassenküche ja, aber nicht im Linsebüel!» lanciert werden.

Die Situation im Linsebühl macht deutlich, dass sich gesellschaftliche Entwicklungen in bestimmten Quartieren so auswirken, dass Fachleute gefordert sind, zumal sich die Problematik längst nicht mehr auf Einzelthemen reduziert. Eine besondere Rolle in der Wahrnehmung solcher Realitäten nimmt die Gassenarbeit ein, die 1993 in die Stiftung Suchthilfe integriert wurde. 1985 gegründet, verschob sich ihr Schwerpunkt 1987 mit der offenen Szene im Stadtpark vorübergehend von der Jugend- auf die Drogenarbeit. Heute liegt ihr Schwerpunkt in der Migration, die in den Augen der GassenarbeiterInnen Nane Geel und Monse Ortego ein neues Licht auch auf die Drogenarbeit wirft. Dies hängt mit einem anderen Umgang mit Drogen zusammen: Was in anderen Kulturen als reine Medizin eingenommen wird, wird in der Schweiz vorwiegend als Genussmittel konsumiert. Ungewohnt für MigrantInnen ist auch der hier praktizierte Umgang mit Süchtigen. Während in ihren Herkunftsländern Kranke in der Regel in ihrer persönlichen Umgebung Unterstützung finden, übernimmt in Industrienationen der Staat diese Funktion. Hier ersetzt oft das System die Familie, emotionale Bedütfnisse werden durch Materielles kompensiert, woraus sich ein Suchtpotential ergeben kann. Deshalb, so Geel, sei es wichtig, dass sich Suchtfachleute auch in Sachen Kultur der Herkunftsländer weiterbilden und MigrantInnen als Fachpersonen beigezogen werden.

ENTIDEOLOGISIERUNG DER SUCHTMITTEL

Die Suchthilfe ist mit einem enormen gesellschaftlichen Wandel konfrontiert. So liegt denn die grösste Herausforderung in den Augen des Stiftungspräsidenten Jörg Bachmann in der Flexibilität: «Es hat sich gezeigt, dass unsere Ziele nur durch eine stete Anpassung an die äusseren Gegebenheiten erreichbar sind. Dies beinhaltet die Fähigkeit, alles was wir tun, jederzeit in Frage zu stellen und sich gegebenenfalls von altbewährten Methoden zu verabschieden.»

«Um die Betroffenen zu erreichen», fügt Niggli hinzu, «müssen zeitgerechte Medien eingesetzt werden.» Beispiel dafür ist die Online-Beratung, die derzeit aufgebaut wird. Damit können Menschen mit unterschiedlichen Suchtformen auf eine neue und erweitere Art angesprochen werden – speziell auch Online-Suchtgefährdete. Derzeit ist die Stiftung daran, sich das Knowhow im Bereich Spielsucht anzueignen. Angestrebt wird die Zusammenarbeit mit angehenden Casino-Betreibern. Schon jetzt gilt, dass diese innerhalb ihres Konzessionskonzepts ein Sozialkonzept für Spielsuchtgefährdete vorweisen müssen. Intensiviert wird auch die Zusammenarbeit mit Fachleuten auf dem Gebiet der Essstörungen. Einerseits ändern sich die Suchtformen, andererseits die Behandlungsbedürfnisse. Niggli: «Ging es anfangs der 90er Jahre in erster Linie um Schadensverminderung, so entwickelt sich die Behandlungsintensität heute in Richtung sozialer Reintegration.» Um auch substanzungebundenen Suchtformen (wie etwa Arbeits-, Sex- oder Kaufsucht) pragmatisch begegnen zu können, braucht es weitere Schritte zur Entideologisierung. Erst wenn in der Bewertung nicht mehr die Sucht*mittel* entscheidend sind, sondern die Auswirkungen des Sucht*verhaltens*, kann dem vielfältigen Phänomen Sucht ohne Scheuklappen begegnet werden.



Wichtiger Bestandteil der HIV-Prävention: Der Bus des «Blauen Engels»

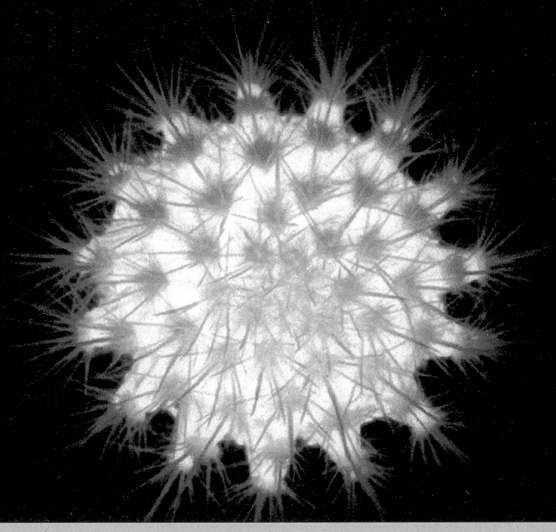
Der «St.Galler Weg» geht weiter. Doch erst wenn die Ursachen der Sucht nicht nur in der Psyche des schwächsten Glieds im Suchtgeschäft, dem Abhängigen, gesucht werden, sondern auch in der «Psyche» der Profiteure, kann von der Symptom- zur umfassenden Ursachenbekämpfung gegangen werden. Denn die verheerendste substanzungebundene Suchtform, das ist die Profitsucht.

Adrian Riklin, Jahrgang 1967, Redaktor bei Saiten, lebt in St.Gallen

Quellen:
Der St.Galler Weg. Drogenpolitik, Drogenarbeit und Suchtberatung in der Stadt St.Gallen; Hrsg: Stiftung Suchthilfe c/o Verwaltung der Sozialen Dienste, St.Gallen; 3. überarbeitete Auflage, April 1999
Günter Amendt: *Sucht, Profit, Sucht;* Verlag Zweitausendeins, Frankfurt a. M. 1984

Fotos: Regina Kühne und Archiv

Das Aufputschmittel für Ihre Öffentlichkeitsarbeit



cactus »
Agentur für Gestaltung und Kommunikation

Rosenbergstrasse 51
CH-9000 St.Gallen
Tel. 071-223 50 23
Fax 071-223 50 22
http://www.cactus-ag.ch

AKZEPTANZ macht MUT zur VERÄNDERUNG!

Stiftung **Suchthilfe**

Wir danken für die Unterstützung!

Gassenküche St.Gallen, Schreinerstrasse 6 9000 St.Gallen, Postkonto 90-3393-5

DAS MAGAZIN FÜR DIE FRAU
erscheint 4 Mal im Jahr und wird gratis von den Gassenarbeiterinnen in Basel, Bern, Heerbrugg, Kloten, St.Gallen, Winterthur und Thun direkt an Betroffene verteilt.

mascara

‹mascara› kann auch abonniert werden für Fr. 90.– im Jahr.
‹mascara› lebt von Abos und Spenden.
KONTAKTADRESSE Gassenarbeit, Nane Geel, Unterer Graben 58, 9000 St.Gallen, Tel. 071 244 84 11
Frauenprojekte der Gassenarbeit: Konto Nr. 90-2457-4
Themen werden in Zusammenarbeit mit Betroffenen gewählt und gestaltet: Sucht, Mode, Recht, Mutterschaft und Mutter sein, Gewalt, Prostitution, Büchertipps, Rätsel, Horoskop, Ferien, Träume … halt alles, was frau so interessiert.